

GISELA
STEINECKERT
*Eines schönen
Tages*
ERINNERUNGEN

neues leben

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-355-01846-3

© 2016 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Verlags Neues Lebens
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

INHALT

Wort zum Anfang	7
Heimweh und Erinnerung	12
Über die Biermann-Legende	33
Käsebleich und Braungebrannt	43
So ein Jahr	48
Mein neues Nein	57
Jeden Moment noch einmal	59
Der andere Teil vom Lied	62
Mitten im Lauf	70
Eine wie Hildi	73
Sowohl Anfang als auch Ende	78
Das Einfachste	90
Kein Stein auf dem andern	98
Knutsch von Harich	118
So ein langer Atem	123
Von Respekt und seinem Gegenteil	129
Dieser dunkle Flieder	142
Der schönste Monat	145
Weiberwege	150
Eines besonders schönen Tages	170
Wir Herzensbürger	174
Im Geiste	179
Brief an Irmtraud Morgner	185
Mein September	192
Was bleibt ... vielleicht	196
Der wahre Grund	201
Was ich noch möchte	216
Sie schon wieder	219
»... und der Treue nicht vergiss«	222

*Wenn es bald zu Ende wäre,
hätte ich Lust, noch einmal zu beginnen.
Naja, jedenfalls vielleicht.*

WORT ZUM ANFANG

Kein Vorwort diesmal, kein vorangestelltes Wollen aus Wörtern, die sich wichtig geben – und sich später entlarven als einziges Gemeingut in jedem mittelmäßigen Kopf und als Wunschdenken.

Oder, auch das hat es schon gegeben, es ist Unerträgliches unerträglich aufgeschrieben worden. Das werden wir erfahren.

Von so vielen Abschieden wäre zu reden, mindestens von den schmerzlichen, etwa, dass Theresia von Ávila schon vor fünfhundert Jahren gelebt hat, nicht heute, nicht mit uns. Was für eine gescheite Person. Sie hat uns ihre spöttischen Aussprüche hinterlassen und fünfzehn neue Klöster gegründet, darunter eines für Männer. Es heißt auch, sie habe ein außergewöhnliches Organisations-talent besessen. Da wüssten wir ihr heutzutage viele Posten, die leider mit keiner solchen Person besetzt sind.

Aber das würde doch nicht in ein Vorwort gehören. Nicht einmal, wenn der Abschied gerade erst hat sein müssen, von der Annemarie Bostroem, die mit ihren Sonetten der damals Sechzehnjährigen im armseligen, zerbombten und hungernd frierenden Berlin einen Lebensauftrag weckte. Das war nicht zu denken, sich nicht vorzunehmen, aber es war da und überfüllte die Seele, sodass sie sich in eigenen Versuchen entäußern musste. Ihre Gedichte waren sozusagen in meiner Seele ein Vorwort. Und dann stand sie, die schmale Person, eine, die ohne Attitüde auskam, auf einmal vor meinem Tisch, mitten auf dem Alexanderplatz, beim Buchbasar. Ich kannte sie nicht. Sie wollte einen Gedichtband und den

signieren lassen. Ich fragte sie dafür nach ihrem Namen; und dann sprang ich auf, umarmte sie, mir kamen die Tränen, ich erzählte ihr, und sie verstand.

Uns waren Begegnungen möglich, auch solche mit Publikum, aber später schoben wir die trotz Lust dazu immer wieder auf, es blieb zu oft bei Telefonaten. Zuletzt, weil sie die Treppen in ihrem Haus nicht mehr bewältigen konnte, und ich hatte mir den rechten Fuß mehrfach gebrochen und konnte nicht zu ihr hinauf.

Sie liegt nun zwischen den beiden Männern ihres Lebens, hat gesagt: »Was sollen die denn ohne mich.« Annemarie hat beide geliebt, keinen ganz für sich abgeschlossen. Das gehört zu ihr, der Unersetzbaren.

Sie würde kein Nachwort wollen, ich will kein Vorwort. Die schmerzlichsten Abschiede sind aber oft die tröstlichen, weil da etwas bleibt, mit dem wir noch nicht fertig sind.

Nur kein Vertiefen in die leise währende Furcht, Absichten müssten Gedankenbilder bleiben, vorläufig Gedachtes könne nicht mehr in Erkenntnisse oder Ergebnisse gebracht werden.

Der Tag ist allein für das Notwendige zu knapp, wie sollte die Zeit reichen für neue Eindrücke, die in Worte gebracht werden könnten.

Immer muss diese Chance für das Alltägliche zurückstehen. Jetzt noch, in solchem Lebensalter?

Ja, jetzt noch und umso dringlicher.

Ich würde mich so gern einmal, nicht öfter, mit Arthur Schnitzler treffen. Wo? Nicht in der Arztpraxis, nicht in einer vermutlich heimlichen Wohnung, die er Marie gegenüber »unser Zuhause« nennt.

Solche Behausung für die jungen Männer und ihre Liebchen muss damals für Junggesellen in Wien üblich gewesen sein. Ich möchte Schnitzler für sein Hingucken danken, für sein scheinbar frivoles Aussprechen von

Wahrheiten über Mann und Frau, solche die sich bis heute nicht aufgehoben haben. Besonders aber verehere ich ihn für sein unglaublich tapferes Bühnenstück über den Konflikt zwischen Arzt und Pfarrer. Nach der Premiere von »Professor Bernhardt« hat er die erste eigene Erfahrung mit aktivem Antisemitismus gemacht. Jedes Wort dieses Theaterstücks ist Konflikt geblieben; bis heute, und gerade eben wieder ist es nicht unwobenes Flämmchen, sondern gefährlicher Brand.

Ich würde auch gern noch kurz bei der Gisl Kisch vorbeischaun, sie umarmen, weil sie einen Mann bestärkte, der so dringend losgelassen werden musste, ihren »Rasenden Reporter«, den Kisch, der ruhig wieder einmal gelesen werden soll. Wieder einmal? Wer von den Jungen kennt noch einen unserer Aufklärer?

Und Mary? Mary Tucholsky? »... hat einmal geliebt ...«, das waren die späten, sie meinenden, die abschließenden Worte eines Menschen, der so gern ihr Mann sein wollte und Nähe nicht ertrug. Mary hat eine Erfahrung gemacht, die viele von uns mit ihr teilen: Es gibt Menschen, die sollten sich besser nie begegnen. Dass gerade solche sich zueinander hingezogen fühlen, manchmal, das habe ich nicht nur beobachtet.

Einmal durfte ich den Maler Wolfgang Mattheuer in Leipzig besuchen, weil ich in der Zeitung seine »Ausgezeichnete« verteidigte, mitten im Verriss von oben, »gesellschaftliches Unbehagen« betitelt. Angeschoben wurde solcher Eklat meistens dadurch, dass ein scheinbar Befugter über irgendetwas gemeckert hatte. Es konnte »Paul und Paula« heißen oder »Die Umsiedlerin«, oder »Moritz Tasso«, ein Stück, das kritischer wirkte als andere im antiken Gewand: einer der kulturpolitischen Irrtümer der Bewertenden; oder unser herrlich komisches Filmskript »Strandkonzert«, das schon deswegen sterben musste, weil Manfred Krug, Wolf Biermann und

Perry Friedman die männlichen Hauptrollen spielen sollten.

Fülle der Erinnerungen, die immer wieder überbordend wollen – aber vielleicht schon übermorgen nicht mehr wichtig sind, eingeholt werden von anderen Bildern.

Ich folgte Mattheuers Einladung und besuchte ihn und seine Frau in der großen Wohnung in Leipzig. Sah Kunst, konnte aber nur dummes Zeug von mir geben, über seine Bilder, ihre Grafiken. Nicht, dass sie ausgerechnet von mir eine Meinung oder gar Wertung gebraucht hätten, aber wie soll man in Gegenwart der Künstler vor ihren neuen Werken stumm herumstehen. Vielleicht war ich aber auch nicht so dumm, wie ich heute fürchte. Sie haben mich ja nicht plappern lassen, sondern lebhaft mit mir geredet.

Warum die Malerin vom eigenen beachteten Stil zu Grafiken übergegangen ist, verstand ich in den vielleicht anderthalb Stunden, die ich mit dem Paar verbrachte. Sie »malte auch«, nein, sie hatte gemalt, aber dann zeichnete sie, weil er nicht zeichnete, und also nicht die Gefahr bestand, dass jedes Bild von ihr an seinem Werk gemessen würde.

So kann man jemanden lieben und in aller Ruhe an ihm zugrunde gehen.

Wir redeten irgendwie und immerzu, was heißt: Wir Weiber hörten zu; ich äußerte wenig, darunter nichts, was einer wissen müsste. Die Ehefrau sagte auch was, aber wir beide hingen zusammen wie Blümchen in der Vase. Der Meister sprach, strahlte aus, verkündete, ordnete an, wies nach, forderte, widerlegte, dachte nach – er benutzte uns, die Weiber, als spätere Verkünderinnen seiner Worte.

Das hat er nicht gewusst, nicht gemacht; das war nur so, weil wir so waren, wie wir eben waren, und er,

unabhängig von seinem Geschlecht, stark war. Falls auch zweifelnd, dann jedenfalls nicht an jenem Tag. An dem war er zwingend, ausstrahlend, und das war die pure Kraft und Sinnlichkeit.

Nach zwei Stunden holte mich mein Wilhelm ab. Er öffnete für mich die Wagentür, warf einen Blick auf mein Gesicht, fuhr los. An einer Kreuzung hatte die Straßenbahn Vorfahrt, wir standen also, und es war gefühlte Stunden später, als ich sagte: »Nie wieder! Ich kann nicht mehr.«

Was war passiert? Ich bin nur sehr selten in meinem Leben einem Menschen mit solcher Strahlkraft begegnet. Und wir beide waren wieder einmal jene Weibchen, die dafür dankbar kapitulieren.

Und auch so sein möchten. Und so nicht sein können. Und also zeichnen, weil er malt. In seiner Nähe, so empfand ich, gibt es keine andere Aura, die nicht aufgesaugt würde: im Laufe der Zeit vielleicht nicht mal von ihm – das besorgt man dann schon selber.

Im Alter sollte ein jedes Menschenkind lernen, schweigsamer zu werden, sorgfältiger zu wägen – ach du liebe Zeit! Aber erst mal – kein Vorwort!

Manches ist immer noch zu frisch. Wie die Trauer um Annemarie Bostroem.

HEIMWEH UND ERINNERUNG

Wir waren keine reiselustige, aber eine große Familie, die sich im Lauf der Zeit mehrmals veränderte. Da waren wir dann, durch Trennung und Neubindung, ein anderes Elternpaar, und es kamen Kinder hinzu, die eifersüchtig ihren Platz in der Mitte suchten und bekamen, die heranwuchsen und ihre Angst vor Veränderungen nie ganz verloren.

Aber von woher auch immer ich sie an mein Herz genommen hatte, wie viel Kraft es kostete, sie zu überzeugen, dass sie geliebt werden: sie hatten außer unserer Wohnung in der Mitte Berlins ein anderes Zuhause, das sie bis heute lächeln lässt.

Und immer noch erzählen sie mir gelegentlich Pöinten und Geheimnisse, von denen ich keine Ahnung hatte, jedenfalls keine Gewissheit. Dabei eint uns eine Art Erinnerung und Heimweh, mit keinem anderen Gefühl vergleichbar.

Die Kinder, aus großer und zugleich enger Stadt kommend, suchten bei jeder Ankunft dort ihre »geheimen« Plätze auf und forschten nach hinterlassenen Spuren vom vorigen Mal. Sie verloren umgehend ihre zu Hause immer auf der Lauer liegende Neigung zur Langeweile. Die Tochter ebenso wie später die Enkelin.

Während des Jahres war es ein Haus, in dem Schreibmaschinen klapperten, in dem gegrübelt, ausgedacht und verworfen wurde, in dem man sich abends zu Gesprächen über die Welt und den Stand der eigenen Dinge traf. Da war das Haus dann eher weitläufig, weil selten ganz besetzt. Aber in den Sommermonaten wurde es

ein lebendiges Universum, ein Schloss, eine Burg, ein Ort für nie ausgetragene Sehnsüchte und Suche nach Verständnis. Es war eine sehr bunte Welt für sich, in der man im Liegestuhl fast ungestört lesen konnte oder Freundschaften fürs Leben schließen. Mit Blicken auf den See konnte man aussprechen, was die andere Seele verstand oder ergänzte, aber im Alltag sonst kaum je ausplauderte.

Künstler sind zwar fast alle ziemlich unerträglich auf sich selber fixiert, aber auch durchaus fähig, sensibel und verschworen zu sein. Manchmal, oder wenigstens im Urlaub.

Dort, in der Villa mit dem geliebten Blick auf den Schwielowsee – davor die drei Pappeln – dort bin ich auch Trude Richter begegnet. Sie war Professorin am Literaturinstitut in Leipzig, ein Höhepunkt ihres Lebens, aber wahrscheinlich war sie zur Lehrerin nicht besonders geeignet. Die Weltpolitik hatte ihr eine besonders ausgeprägte Neigung zum Rechthaben eingebläut. Ich habe sie respektiert und nicht gemocht. Mit der zierlichen, ehrgeizigen, durch harten Lebenskampf auch sehr auf ihren Vorteil bedacht gewordenen Elfriede Brüning und der witzigen, drastisch scheinenden, aber herzensguten Berta Waterstradt bildete sie einen eigenen, eigentlich geschlossenen Kreis. Die drei waren von den Nazis verfolgt und wegen Widerstandes bestrafte Frauen, die ihren Begriffen von Ehre und Anstand treu geblieben waren. Das machte den Respekt und die Unzerstörbarkeit ihrer Beziehung aus. Sie liebten es aber auch, über die anderen zu klatschen, nicht immer freundlich – und so mag es ihnen miteinander ähnlich ergangen sein, wie mir mit ihnen. Die Trude hatte ein hartes, altes, unvoreteilhaft dick geschminktes Gesicht. Die Wahrheit über ihr Leben erfuhr ich erst, als ich ihre Memoiren gelesen habe, viel zu spät. Gegen ihre kopflastigen Argumente

hatte ich meine Sprüche gesetzt oder war geflohen, weil ihre Grundsätzlichkeit nicht zu meiner Vorläufigkeit passte. Sie hat aufgeschrieben, wie sie als Lehrerin in den Zug steigen musste, um ihren Geliebten heimlich in einer kleinen Vorstadt zu treffen. Als junge Lehrerin durfte sie in der Weimarer Republik weder einen Ehemann noch einen nachweisbaren Geliebten haben. Das hat sie geschrieben, aber auch, wie ihr Leben ein Drama auf das andere fügte. Sie war achtzehn Jahre lang in der Verbannung in Sibirien, hatte dort bei schwerer Arbeit kaum genug zum Überleben, und doch und doch – da gibt es etwas in manchen Weibern, das sich nie ergründen und keinen Augenblick lang vergessen lässt: *Die Kraft der Schwachen*, da hat die Anna Seghers recht. Aber die Trude ein weiteres Mal nicht, als sie einem Mann »hoch oben« ihr Manuskript in die Hand legte. Es war ihm »viel zu schade«, es gleich zu drucken, vielmehr ein Schatz, den man im Tresor reifen lassen musste. Sie hat sogar das verstanden, sagte sie, und so habe ich die beiden Bände gelesen, als der Trude für ihre Treue auf Erden nicht mehr zu danken war.

Mit der Elfriede hat mich ein warmherziges Verhältnis mit seltenen Verabredungen verbunden, bis über ihre Hundert hinaus. Sie konnte, was ich nur schlecht kann: über Vorgänge und ihre Meinung ins Unreine reden. Aber lebensklug war sie auch.

Und die Berta war ein Schatz. Leider hatte sie ihr Meisterwerk schon am Anfang ihrer Laufbahn geschrieben. Besseres als die »Buntkarierten« gab es damals nicht, und wie sollte sie diese Arbeit je überbieten.

Aber das alles war ja mittendrin.

Der Anfang muss Ende der Fünfziger gewesen sein. Da erreichte mich eine Einladung des Schriftstellerverbandes, dessen Mitglied oder Kandidatin ich noch nicht war. Auf nach Petzow, denn was immer mich erwartete, ich

wollte es nicht verpassen. So fuhr ich von Köpenick mit der Straßenbahn, dann mit der S-Bahn, darauf mit dem Vorortzug, danach mit dem Bus bis zur »Holländer Mühle« und legte dann den Weg bis zum Ziel zu Fuß zurück. Obwohl eigentlich nicht weit, war es doch eine richtige Reise – fand ich, nicht ahnend, wie oft ich in den nächsten Jahrzehnten denselben Weg zurücklegen würde, allerdings etwa ab Mitte der Sechziger mit einem »Trabant«.

Wir waren also eingeladen worden, als Nachwuchsdenkbare Autoren und Komponisten, um gemeinsam in schöpferischer Einsamkeit unsterbliches Liedgut aus dem Boden zu stampfen, solches, dessen das Volk offenkundig dringend bedurfte. Lieder über unsere Gegenwart, unsere Meinung, unsere Erfolge. Das kam ziemlich deutlich heraus, bei dem Referat am Anfang. Es wäre doch an der Zeit, unsere Siege zu besingen, das Gelungene herauszustellen. Wie jeder erfährt, sobald er es mit der Kunst zu tun hat, ist das sehr viel schwerer, als sein Leid zu klagen, o nimmermehr getrunken bitteren Wein und so, das jammert sich leicht. Aber Erfolge besingen, und wer sollte es nach Beschluss zumindest versuchen? Ich erinnere mich nur an Heinz Kahlau, weil ich den bei besagter Gelegenheit kennenlernte und zu wenig später heirateten wir, wegen einer Wohnung, nicht, weil wir überzeugt gewesen wären, dass es sich um unwiderstehliche Leidenschaft handelte.

Es war Mai, die Wiese erholte sich, so oft und eifrig sie geschoren wurde, und von Petzow bis Werder war ein Duften, dass man am liebsten draußen besoffen herumgetorkelt wäre, statt zu besingen, was wir gerade unternahmen, oder versuchten. Wir, in der Mehrzahl Leute am Anfang eines Weges, der noch nicht absehbar war: Jens Gerlach war dabei, meist schweigend angelnd und manchmal in stummer, aber deutlicher Ablehnung anderer Meinungen. Gerlach, der später die Verse über den

Dorotheenstädtischen Friedhof veröffentlichen konnte und leider, leider die Originale seiner Jazzgedichte unserem Gast aus Paris zum Abdruck zur Verfügung stellte. Der nun ließ die Mappe in einer Gaststätte liegen, und obwohl viele herbeieilten und frühe Fassungen oder Erinnerungen an Auswendiggelerntes zur Verfügung stellten – es wurde nie mehr ein frisches Ganzes.

Wir, das waren Heinz Kahlau und ich; wie gesagt, wir hatten unsere erste Begegnung dort, an jenem Tag, in der Villa. Wie auch gesagt, die Luft war bekifft, der See lag still und ziemlich dreckig, aber das haben wir erst in den späteren Urlauben bemerkt, als wir unsere nun vereinten Kinder abends baden wollten und davon abließen. In all den Jahren blieb die Wanne bis zur halben Höhe braun. In den See sollte man nicht gehen, keinesfalls in ihm schwimmen, nur mit dem Boot befahren, dem intakten oder dem defekten zweiten Boot, aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Einschub: Gestern habe ich von meiner Tochter und meiner Enkelin erfahren, dass der See für sie nicht tabu gewesen ist. »Wir sind geschwommen, soviel wir wollten, ihr habt das bloß nicht gemerkt.«

Es sollen auch Erwachsene drin gewesen sein. Wir nicht, außer einmal, da tauchte Manfred Krug zum Besuch auf, mit Otilie und Jurek Becker, und als es dunkel war, befahl Manne nach seiner Art, dass sofort alle nackig in den See zu gehen haben. Es hat sich niemand widersetzt. Aber ich bin nach kurzem Tunken ausgestiegen, denn der See war damals nicht nur dreckig, er stank auch, und Otilie Krug war in eine Glasscherbe getreten. Sie führte uns durchaus glaubwürdig und vor allem ihm zuliebe vor, dass sie jede Indianerin an Schmerzverbeißen übertreffen würde. Um diese Anerkennung hat sie seit ihrem sechzehnten Lebensjahr gerungen, denn die war ihrem späteren Mann wichtig.